

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 36

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Glosse:

Zufriedener junger Mann

Wenn es einem gelungen ist, diversen Zeitschriften ein paar Artikel, dem Radio einige Chansons, der Television zwei-drei Sketches und einem Filmproduzenten ein Drehbuch anzudrehen, dann hat man einen Grad von Prominenz erreicht, der einem zwar weder übermäßige literarische Ehrungen noch ein überdurchschnittliches Monatseinkommen, immerhin aber die Zuneigung zukünftiger Literaten sichert. In grammatikalisch mehr oder weniger glücklichen Briefen schildern sie zunächst ihren limitierten Lebenslauf, weisen auf ihre guten Deutschnoten hin, geben bekannt, daß sie entweder eine literarische oder gar keine Laufbahn einschlagen wollen und bitten um einen Rat, der ihnen den sputnikhaften Weg in dichterische Höhen weisen könnte.

Manchmal drücken sich die zukünftigen Schriftsteller allerdings um das Schreiben. Manchmal rufen sie auch einfach an und bitten dringlich um eine Unterredung. Nicht selten gehen sie jedoch auf ganz sicher und stehen plötzlich vor der Haustüre, gut gekämmt, schlecht gewaschen und in ihrer schüchternen Zudringlichkeit einfach unabweisbar.

Neulich war wieder einer da.

Während seiner einleitenden Entschuldigungen blieb ich kühl, aber mit dem Hinweis auf die zwei-stündige Bahnfahrt, die er eigens hinter sich gebracht hatte, um zu mir zu gelangen, rührte er mein verstocktes Herz.

Also gab er zuerst seinen Steckbrief: neunzehn Jahre alt, Innerschweizer, bei der Matura durchgefallen, Eltern begütert aber nicht reich, kein Beruf verlockend, einziges Fernziel: Schriftsteller.

Biographien dieser Art machen mich immer verlegen. Angesichts der Harmlosigkeit, die sie auszeichnet, fällt mir brühwarm der eigene Le-

benslauf ein. Schuldgefühle füllen mich bis zum Rande aus.

Ich reduziere solche Beichten also auf ein Minimum und frage den jungen Mann, ob er schon etwas geschrieben habe.

Natürlich hat er. Und ebenso natürlich hat er auch eine Auswahl aus den gesammelten Frühwerken dabei: ein Dutzend Gedichte, den Anfang eines Romanes, eine Novelle, zwei Akte eines Dramas.

Er erwartet natürlich, daß ich unverzüglich mit der Lektüre beginne und ich tue es auch, obwohl es eine peinliche Sache ist. Sein Interesse an meiner Reaktion ist widerwärtig präsent, es zwingt mich in eine Verkrampfung, die mir das Lesen nahezu verunmöglicht.

Ich beginne mit den Gedichten. Ein erstes beschreibt anschaulich und eingehend die verschiedenen Wasservögel auf dem Vierwaldstättersee, die Wolken um das schneebedeckte Haupt des Pilatus und einen blühenden Kirschbaum. Ein zweites ist an das Mädchen M. gerichtet. Allem Anschein nach besitzt das Mädchen M. eine nahezu ungeheuerliche Fülle körperlicher und geistiger Vorzüge, doch wie sich in der letzten Strophe erweist, hat es den bedauerlichen Charakterfehler, den Verfasser des Gedichtes schmählich zu ignorieren und mit einem begüterten Nebenbuhler zu hintergehen. Beim dritten Gedicht, das in einem jambischen und höchst einseitigen Interview mit dem lieben Gott besteht, gebe ich es auf.

Was der junge Mann da gedichtet hat, das hat ja der junge Mann gar nicht gedichtet. Sein Vierwaldstättersee ist von Lenau, sein Wassergebiet von der Droste, sein Pilatus von Albrecht von Haller und sein Kirschbaum von Hodler. Mit dem Mädchen M. hat Heinrich Heine schon seine Mühe gehabt und der liebe Gott ist mit Rilke verwandt.

Es sind keine Gedichte. Es sind Rapporte über den Deutschlehrer, seinen Geschmack und seinen vorgeschriebenen Lehrstoff.

Also frage ich den jungen Mann nach seinen Lieblingsdichtern. Er nennt: Schiller, Goethe, Lenau, Mörike, Brentano, Rilke.

Kein schlechter Geschmack. Nur leider nicht sein eigener.

Ich frage ihn, was er von Trakl kenne.

Er kennt nichts von Trakl.

Und natürlich kennt er auch nichts von Bann, Brecht, Celan, Lehmann, Grass, Enzensberger. Die haben sie nicht gehabt.

Die können sie auch nicht gehabt haben. Die leben entweder noch oder sie sind noch nicht lange genug tot. Der Deutschunterricht von heute endet bei den Dichtern von vorgestern.

In Glücksfällen endet er bei denen von gestern.

Non vitae, sed ... Oder zu deutsch: Nicht für das Leben, für die Schule lernen wir.

Das nebenbei.

Ich bin kein roher Mensch, aber ich bringe es nicht fertig, den jungen Mann wenigstens für die handwerkliche Sauberkeit seiner Reime zu loben. Daß es in seiner Dichtung nicht holpert und daß er «Gabe» nicht auf «Made» reimt, ist kein Verdienst. Das ist eine Selbstverständlichkeit, wenn es sich in seinen Gedichten schon unbedingt reimen muß.

Ich versuche nichtsdestoweniger behutsam Kritik zu üben. Ich frage den Mann, ob er da wirklich auch Selbsterlebtes auszudrücken versucht habe. Ich äußere Zweifel daran, daß ihm die Wolken um das silberne Haupt des Pilatus von jener Wichtigkeit waren, die zu empfundenen Gedichten zu führen pflegt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er das Mädchen M. tatsächlich so überaus beschreibenswert findet und ich glaube nicht, daß er mit seinem persönlichen lieben Gott nur solch unpersönliche Banalitäten zu diskutieren hat.

Schließlich frage ich, wieso er diese Gedichte geschrieben habe.

Er sagt: «Weil Gedichte doch so sind, oder?»

Nun möchte ich wissen, ob es nichts gibt, das ihn wirklich interessiert. Etwas, das ihm auf den Nägeln brennt. Etwas, das ihn wütend macht. Etwas, das ihn eckelt. Etwas, das in ihm jene Gefühle erweckt, die allen guten Gedichten Pate standen, Gefühle der Liebe, des Hasses, des Abscheus, des Hungers, der Not, der Angst, des Schreckens, der Einsamkeit, der Verlorenheit. Die Frage ist ihm zu abstrakt. Er wünscht Beispiele aus der Praxis.

Ich kleide die Aufzählung möglicher Themen in die Form von Suggestivfragen: Hat er nichts an der Langweiligkeit eines schweizerischen Familienlebens auszusetzen? Gibt es nichts, das ihn an den Erwachsenen aufregt? Macht ihn die Kluft zwischen ihrem Lippenchri-

stentum und ihrem praktischen Materialismus nicht rasend? Eekelt ihn das geistlose Sechstagerrennen nach Wohlstand und Luxus nicht an? Haßt er nicht die trostlosen Sonntage? Hat er keinen Horror vor der Unmenschlichkeit unserer Technik? Leidet er nicht unter der Beziehungslosigkeit zwischen den Menschen im allgemeinen und den Geschlechtern im besonderen? Ist ihm vor der Einsamkeit der Städte nicht bang? Quält ihn die Unverbindlichkeit unseres Lebens nicht? Gibt es keine chinesischen Mauern der Konvention und der Tradition, die er niederreißen möchte? Stört ihn das Rülpfen unserer Satttheit nicht? Hat er keine Ohren für das Knurren des Hungers in aller Welt, Knurren leerer Bäuche und Knurren leerer Seelen?

Der junge Mann ist erstaunt. Ob es aus solchem Stoff denn Gedichte gebe, Romane, Novellen, Dramen? Es gibt. Jedenfalls waren die Themen für Williams, Saroyan, Miller, Becket, Frisch, Dürrenmatt, Brecht, Claudel und Grass gut genug. Der junge Mann ist nicht dumm. Er behauptet, daß ihn reine Lyrik anziehe. Er will nicht das Häßliche. Er sucht das Schöne.

Er soll. Es ist sogar höchst wünschenswert, daß er es finde. Aber wenn er's gefunden hat und wenn der schöne Fund zu einem schönen Gedicht geworden ist, dann muß man spüren, daß das Schöne heute keine Selbstverständlichkeit mehr ist, daß es hart zu erkämpfen ist und daß sich der Dichter beinahe ein wenig schämt, weil seine Schilderung des Schönen ein Schweigen über allzu viel Häßlichkeit in sich schließt.

Auch das versuche ich dem jungen Mann noch zu erklären.

Er nickt. Er hat begriffen. Er ist dankbar für das Gespräch. Er wird sich darnach richten.

Natürlich wird er es nicht tun.

Natürlich wird er auch weder Dichter noch Schriftsteller. Und zwar nicht, weil er etwa meine diskutablen Ratschläge nicht befolgte. Sondern weil er weder ein Thema noch die Ahnung eines möglichen Themas hat. Weil er selber kein Thema ist. Weil in ihm keine Ablehnung ist, kein Zorn, nicht einmal Aerger. Er ist ein junger Schweizer, neunzehn Jahre alt, einigermaßen gebildet, Sohn wohlhabender Eltern und ganz zufrieden dabei. Das Einzige, was ihm manchmal leid tut, ist er selbst und nicht einmal das in üblichem Maße. In ein paar Jahren wird er über seine Jugendträume lachen und seine literarische Produktion wird sich auf Hochzeitsgedichte und Zuschriften an die lokale Zeitung beschränken. Ich wünsche ihm alles Gute auf seinem weiteren Lebensweg und ich wünsche ihm vor allem einen Sohn, der ungebärdiger ist als er es war und temperamentvoller und unzufriedener und weniger im Einverständnis mit seiner Zeit. Und ich wünsche mir, daß ihm diese Zeilen in die Hand fallen (dem Sohn), durch

irgendeinen Zufall. Und daß der Sohn ein Dichter werde. Wir könnten ihn sehr gut gebrauchen. Ich höre eine Frage: wenn er's so gut weiß, warum macht er's nicht selber?

Weil das Hauptwort «Kenntnis» von «kennen» kommt und nicht von «können» ...



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben... Meistenfalls pflegt das, was ihm geschrieben wird, von dem, was er geschrieben hat, abzuhängen. Kann aber auch sein, daß es von dem Eindruck, den das Geschriebene bei den Lesern erweckt, abhängt. Nun gibt es in Bern eine Dame namens Rosmarie W. und die Eindrücke, die meine Schreiberei bei ihr hervorzurufen pflegt, sind so unterschiedlich wie der Grad der Verlässlichkeit auf die Wettervorhersage der meteorologischen Zentralanstalt.

Hören Sie selbst:
«Vor ungefähr einem Jahr schrieb ich Ihnen einen Brief. Sein Inhalt war ziemlich unnutt und kam von Herzen.»

Rosmarie hat ein gutes Gedächtnis: der Brief war wirklich nicht dazu angetan, das schriftstellerische Selbstbewußtsein eines jungen Mannes zu heben. Lebte ich nicht fast permanent in der deprimierenden Nähe brieflichen Kummers und korrespondierten Leides, hätte ich nicht bereits eine gewisse Hornhaut aus Briefmarken und Couverts – also ich glaube, dann wäre damals ein Berufswechsel fällig gewesen. Es mag Leute geben, die es bedauern, daß dieser Wechsel nicht stattgefunden hat. Wenn ich daran denke, daß ich vielleicht Liegenschaftshändler geworden wäre und mich mit dem erworbenen Verdienst heute bereits auf eine Villa im Tessin zurückziehen könnte, gehöre ich selbst zu diesen Leuten.

Nun kam es aber nicht dazu. Ich blieb bei meiner Tätigkeit und füllte weiterhin kostbare Seiten dieser Wochenschrift. Dieser Entschluß führte immerhin zu einem Erfolg: er trug mir in diesen Tagen jenen Brief von Rosmarie W. ein. Eben jenen, dessen ersten Satz ich Ihnen bereits zitiert habe.

Er geht so weiter:

«Seit einiger Zeit stelle ich fest, daß entweder Sie besser schreiben oder ich Sie besser verstehe – besser im Sinne von Sachlichkeit, Reife, Ueberlegenheit.»

Dieser Satz ist leider nicht ohne gewisse Doppeldeutigkeit. Wer ist sach-

licher, reifer und überlegener geworden? Die Rosmarie oder ich?

Lassen Sie mich nett zu mir sein und die schmeichelhaftere Version glauben. Ich habe ein gewisses Recht darauf, denn nun folgt ein Lob:

«Zwei Ihrer letzten Beiträge sind so gut, daß ich Ihnen dafür danken möchte. Es war nicht ganz einfach, in der Diskussion um David Oistrach die richtige Haltung einzunehmen. Ihnen ist es gelungen. Auch für Frisch und Dürrenmatt haben Sie treffende Worte gefunden. Ich freue mich über Ihren Mut und über die Art, wie Sie ihm Ausdruck verliehen.»

Vielen Dank, Rosmarie!

Eine Gewissensfrage an mich: zitiere ich diesen Brief, um einer weiteren Öffentlichkeit eine gute Meinung über meine literarischen Fortschritte mitzuteilen?

Um ehrlich zu sein: auch deshalb! Jedermann kann Propaganda brauchen. Und nachdem heute Sprachschulen, Rasierapparate und Institute für Willensstärkung Anerkennungsschreiben ihrer Kunden veröffentlichen, darf doch auch ein Schreiber einmal ...

Oder nicht?

Aber um noch ehrlicher zu sein (ich habe heute meinen ehrlichen Tag): in erster Linie veröffentliche ich den Rosmarie-Brief jener Zeilen wegen, die nun folgen:

«Und nun muß ich Ihnen etwas gestehen. Seitdem wir beide uns offenbar «gebessert» haben, ist mir nicht mehr so ganz wohl, wenn ich an meinen Brief Nr. 1 denke, obschon Sie ihn damals verdienten. Inzwischen ist mir nämlich manches klarer geworden, zum Beispiel die Tatsache, daß Sie schreiben, um zu leben und leben, um zu schreiben. Ich habe selber eine schwache Ahnung von Terminnot, von Ideen, die sich nicht immer herbeizwingen lassen, von Stunden, da man nicht arbeiten mag und doch muß. All das hatte ich vergessen, als ich Ihnen vor einem Jahr schrieb.

Wer sich Frechheiten erlaubt, der sollte auch zu seinen Fehlern stehen. Mit diesen Zeilen möchte ich einen solchen wieder gutmachen.»

Was ist an diesen Sätzen außerordentlich?

Man könnte sagen: nichts. Denn es ist doch selbstverständlich, daß sich jemand für einen Fehler entschuldige.

Stimmte aber nicht. Es ist heutzutage mitnichten eine Selbstverständlichkeit, Abbitte zu leisten für begangenes Unrecht. Um das zu tun, bedarf es gewisser innerer Voraussetzungen. Es bedarf der Freundlichkeit, der Höflichkeit und der Anständigkeit. Und alle diese Artikel sind Mangelware in einer Zeit, da unsere Läden von Hummern, Modellkleidern, brillantenbesetzten Uhren, Straßenkreuzern und Beruhigungsmitteln überquellen.

Der Fall Rosmarie W. ist besonders erstaunlich. Sie entschuldigt sich nämlich nicht für einen wirklichen Fehler, denn es war ja ihr gutes Recht, mir so zu schreiben, wie sie über mich dachte. Ich pflege dieses Recht in reichlichem bis überreichlichem Ausmaße für mich in Anspruch zu nehmen. Von einem Fehler konnte also nur insofern die Rede sein, als daß Rosmarie ihn für sich – also: subjektiv – als Fehler erkannte.

Das macht ihre Reaktion nur noch erfreulicher. Das macht sie zu einem strahlenden Beweis für den Wert der Selbststachtung, zu deren Aufrechterhaltung in einem Teilbezirk Rosmarie W. es nötig hatte, sich selbst zu korrigieren.



Sommer

In einer Zeit, da die Menschen zu viel für sich in Anspruch nehmen und zu wenig auf sich selber geben, muß auf solche Beispiele hingewiesen werden.

Was mich an diesem Briefe aber am meisten gefreut hat, das ist die Toleranz, die aus ihm spricht. Man beklagt sich heute so oft und bitter über die Schwierigkeiten des Straßenverkehrs. Ich finde, das Chaos in diesem Sektor ist ein wohlgeordneter Park gegen das Durcheinander jenes Dschungels, zu dem der Verkehr unter den Menschen geworden ist. Das Symbol des Ostens ist in diesem Jahrhundert ohne Zweifel die geballte Faust. Das Symbol des Westens könnte sehr wohl der erhobene Ellbogen sein. Er ist zum wichtigsten Körperteil des Menschen geworden. Ohne daß die Aerzte es wissen, übertrefft er punkto Lebensnotwendigkeit so zweifellos wichtige Organe wie das Herz, die Lunge und das Gehirn.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Bedeutung des Ellbogens im menschlichen Leben in absehbarer Zeit wieder erkennbar abnehme. So wäre denn zu hoffen, daß sein Gebrauch wenigstens auf ein Existenzminimum beschränkt bleibe. Ich bin gerne bereit, den Verzicht auf allzu rigorose Anwendung des Ellbogens mit dem Wort «Toleranz» zu umschreiben, obwohl ich natürlich weiß, daß dieser Begriff

von Natur aus etwas weiter ist. Aber ich habe noch immer das Mögliche dem Unerreichbaren vorgezogen. Toleranz ist möglich.

Auf, laßt uns häufige und ausgiebige Übungen in ihr vornehmen!

Der Brief der Rosmarie W. wird von nun an hinter meinem morgendlichen Rasierspiegel stecken. Wenn ich einmal vergesse, mich zu rasieren und aus diesem Grunde versäume, bei meinen Schreibereien auf diesen Seiten Toleranz zu üben, möge mich Rosmarie darauf aufmerksam machen, und zwar von mir aus ruhig im Tone ihres ersten Briefes. Intoleranz soll als einzige menschliche Schwäche nicht auf unsere Toleranz rechnen können. Ganz abgesehen davon, daß mich Rosmarie vielleicht mit gleicher Post daran erinnert, daß ich mich wieder einmal rasieren sollte.

